

Liebe Leserinnen und Leser

Wenn ich mich früher ans Klavier gesetzt habe, um zu üben, habe ich zunächst einmal mit großer Ausdauer jene Passagen gespielt, die ich eigentlich schon gut beherrscht habe. Und bei meinem Sohn mit seinem Cello beobachte ich heute dieselbe Unlust, sich mit den neuen, noch unvertrauten und daher schwierigen Noten zu beschäftigen. Warum ist das so? Warum fällt uns das Einüben von neuen, anstrengenden Passagen so schwer?

Wenn es um's Lernen geht, gehört das Üben eher nicht zu den lustvollen Tätigkeiten. Doch zugleich würde niemand bestreiten, dass Üben und Wiederholen notwendig sind, um das neu Gelernte abzusichern. Für Musiker und Sportler ist dies unmittelbar einsichtig: Nur wer die geforderten Bewegungsabläufe perfekt beherrscht, wird es zu guten Leistungen bringen. Stundenlanges Üben und Wiederholen gehören daher zu ihrem Alltag.

Und auch in der Schule verlangen wir von den Schüler*innen, dass sie üben – manchmal im Unterricht, oft aber auch zu Hause. Sie sollen Vokabeln lernen, reihenweise Mathematikaufgaben lösen, Bilder mit Fluchtpunktperspektive zeichnen, Experimente mit Variationen wiederholen und vieles mehr. Das (Ein-)Üben ist eine Grundform des Lernens – und dies ist Grund genug, es in den Mittelpunkt eines PÄDAGOGIK-Schwerpunkts zu stellen.

Nun wäre es aber wenig innovativ und auch kaum hilfreich, einfach nur verschiedene Formen des Übens darzustellen – diese gehören ohnehin zum Handwerkszeug jeder Lehrkraft und von daher auch eher in die Fachdidaktik. Unsere Fragestellung ist anspruchsvoller: In den Erfahrungsberichten dieses Schwerpunkts geht es vor allem darum, wie Üben in den verschiedenen Kompetenzbereichen des schulischen Lernens individualisiert gestaltet werden kann. Dabei nehmen wir gezielt auch jene Bereiche in den Blick, in denen systematisches (Ein-)Üben bisher noch wenig entwickelt ist, z. B. das kooperative Lernen. Und für diesen wie für andere Bereiche gilt: Wenn das Üben nicht individualisiert gestaltet wird, wiederholen die Einen nur, was sie ohnehin schon können (siehe oben), während die anderen schon an den leichteren Übeaufgaben verzweifeln, weil sie das zu Übende noch gar nicht verstanden haben. Aus diesem Grund gehört zur Gestaltung von Übe-Einheiten immer auch eine Diagnose: Wer kann schon was? Wer benötigt wel-

che Übungen, um seine Fähigkeiten und Kenntnisse abzusichern und auszubauen?

Es gibt einige Hoffnung, dass es in diesem Bereich schon sehr bald eine technische Unterstützung gibt, denn die Softwarekonzerne arbeiten intensiv an sogenannten »adaptiven« Lernprogrammen. Solche Programme erfassen die Leistungen, aber auch die Lernwege der einzelnen Schüler*innen möglichst genau, um auf dieser Grundlage passgenau die nächsten Übungen anzubieten. Wie dies funktionieren kann, lässt sich z. B. recht gut bei »Bettermarks« beobachten, einem adaptiven Übeprogramm für den Mathematikunterricht, das mittlerweile in einigen Bundesländern für alle Schulen zur Verfügung steht. Aber für die meisten Fächer ist das noch Zukunftsmusik.

Apropos Musik: Ich habe das Klavierspielen, das ich erst im Erwachsenenalter begonnen habe, nach drei Jahren wieder gelassen: All das viele Üben war am Ende doch nicht erfolgreich – auch weil es wohl an Talent gemangelt hat.

P.S.

Wir freuen uns wie immer auf Ihre Rückmeldungen und Kommentare unter redaktion-paedagogik@beltz.de oder bei Twitter unter [redaktion_PÄDAGOGIK](https://twitter.com/redaktion_PÄDAGOGIK).



Dr. Jochen Schnack, Redaktionsleiter